GOTTESDIENST VOM 30. OKTOBER 2022 IM ST. PETER (TODSÜNDEN: INVIDIA NEID)

Pfrn. Esther Straub

LESUNG

Mt 20,1–16

1 Denn mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Gutsherrn, der am frühen Morgen ausging, um Arbeiter für seinen Weinberg einzustellen. **2** Nachdem er sich mit den Arbeitern auf einen Denar für den Tag geeinigt hatte, schickte er sie in seinen Weinberg. **3** Und als er um die dritte Stunde ausging, sah er andere ohne Arbeit auf dem Marktplatz stehen, **4** und er sagte zu ihnen: Geht auch ihr in den Weinberg, und was recht ist, will ich euch geben. **5** Sie gingen hin. Wiederum ging er aus um die sechste und neunte Stunde und tat dasselbe. **6** Als er um die elfte Stunde ausging, fand er andere dastehen, und er sagte zu ihnen: Was steht ihr den ganzen Tag hier, ohne zu arbeiten? **7** Sie sagten zu ihm: Es hat uns niemand eingestellt. Er sagte zu ihnen: Geht auch ihr in den Weinberg! **8** Es wurde Abend und der Herr des Weinbergs sagte zu seinem Verwalter: Ruf die Arbeiter und zahl ihnen den Lohn aus, angefangen bei den Letzten bis zu den Ersten. **9** Und als die von der elften Stunde kamen, erhielten sie jeder einen Denar. **10** Und als die Ersten kamen, meinten sie, dass sie mehr erhalten würden; und auch sie erhielten jeder einen Denar. **11** Als sie ihn erhalten hatten, beschwerten sie sich beim Gutsherrn **12** und sagten: Diese Letzten haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleichgestellt, die wir die Last des Tages und die Hitze ertragen haben. **13** Er aber entgegnete einem von ihnen: Freund, ich tue dir nicht unrecht. Hast du dich nicht mit mir auf einen Denar geeinigt? **14** Nimm, was dein ist, und geh! Ich will aber diesem Letzten gleich viel geben wie dir. **15** Oder ist es mir etwa nicht erlaubt, mit dem, was mein ist, zu tun, was ich will? Schaust du böse, weil ich gut bin? **16** So werden die Letzten Erste sein und die Ersten Letzte.

PREDIGT

«Denn das Himmelreich ist einem Gutsherrn gleich, der früh am Morgen ausging, um Arbeiter für seinen Weinberg einzustellen.»

Mit bekannten Figuren, Schauplätzen und Handlungen, liebe Gemeinde, erzählt uns Jesus die Geschichte eines Gutsherrn, der auf dem Marktplatz Arbeitskräfte anheuert. Eine alltägliche Geschichte – in leicht anderer Ausprägung könnte sie sich auch heute so ereignen – der Schluss der Geschichte allerdings nimmt dann eine nicht ganz alltägliche, eigenartige Wendung und endet mit dem provozierenden Satz: «Die Letzten werden Erste und die Ersten Letzte sein.»

Mich fasziniert am Gleichnis, wie es mich mitten hineinstellt in den Streit zwischen dem Gutsherrn und den Arbeitern, die sich ungerecht behandelt fühlen. Während der Lektüre bin ich hin- und hergerissen, mit wem ich mich nun solidarisieren soll. Mit dem Gutsherrn, der jedem und jeder ihren Tageslohn gönnt, unabhängig davon, wie viel er oder sie gearbeitet hat? Mit den glücklichen Arbeiter:innen, die für nur eine Stunde Arbeit einen vollen Tageslohn erhalten? Oder mit denjenigen, die sich vom Morgen bis zum Abend abmühen, und dann grün werden vor Neid, weil sie nicht mehr erhalten als die andern?

Ja, ich kann sie verstehen, jene, die sich beschweren und enttäuscht sind, dass die andern, die kaum gearbeitet haben, ihnen im Lohn gleichgestellt werden. Aber da stellt sich gleichzeitig ein Unbehagen bei mir ein: Ist den Kurzarbeitenden denn ihr Denar nicht zu gönnen? Sollen sie nicht auch einen Tageslohn erhalten, soviel eben, wie es braucht zum Leben?

Dieses Hin- und Hergerissen-Sein, die Ambivalenz von richtig oder falsch, schlägt mir auch aus Texten entgegen, die über Neid philosophieren.

Bereits Aristoteles formulierte, Neid sei «ein leidenschaftliches Unlustgefühl», das sich auf das Glück eines Menschen beziehe, «der nach Berechtigung und Stellung im Leben» uns gleich sei (Rhetorik, 1386b) – tatsächlich: Die Arbeitenden sind auf

die anderen Arbeitenden neidisch, *nicht* auf den Gutsherrn, und sie sind leidenschaftlich unlustig missgünstig: Sie gönnen den Kurzarbeitenden ihr Glück nicht, mit wenig Mühe einen vollen Tageslohn erworben zu haben.

Aristoteles hält allerdings fest, es gebe neben dem missgünstigen Neid auch einen «gerechten Neid» bei ungleicher Verteilung von Gütern. In solchen Situationen wäre «Neid» somit eher als «Gerechtigkeitssinn» statt als egoistisches Gefühl zu verstehen.

Das enge Beieinanderliegen von Neid und Gerechtigkeitssinn wird in Zusammenhängen sozialer Ungerechtigkeit gerne ausgenutzt. Bevorteilte nehmen ganz bewusst vom Wort «Neid» oder «Sozialneid» Gebrauch, um den Gerechtigkeitssinn der Benachteiligten als moralisch verwerflich zu diskreditieren.

So drehen sich politische Debatten nicht selten um das Thema Neid, und oft sind diese wie im Gleichnis rund um die Sachthemen Arbeit und Entlohnung angesiedelt.

Als zum Beispiel in der Industrialisierungszeit die Arbeiterschaft bessere Löhne und kürzere Arbeitszeiten einforderte, machten die Gegner dies mit dem Argument lächerlich, die Arbeiter:innen würden den Fabriksbesitzern Vermögen und Stellung neiden. Auch in jüngeren Debatten um Managerlöhne war der Vorwurf, die Kritiker:innen seien ganz einfach neidisch auf die hohen Gehälter, stets zuverlässig zur Stelle.

Doch auch im Alltag bedienen wir uns dieses Tricks. «Du bisch jo nu niidisch», sagen wir schnell einmal zueinander – dann, wenn wir eine kritische Anfrage, ob ein Vorteil oder Privileg von uns gerechtfertigt sei, vom Tisch haben wollen.

Es gibt in der politischen Debatte noch eine andere Neiddiskussion, die wir in Zürich nur allzu gut kennen. Schlagworte wie «Sozialmissbrauch», «Sozialschmarotzer» oder «Schein-

invalide» zeugen von Neid gegenüber jenen, die ihren Tageslohn erhalten, ohne im ordentlichen Arbeitsprozess zu sein. Ist dies ein «gerechter Neid» oder ein «ungerechter»?

Was sagt unser Gleichnis zu dem philosophischen Diskurs, den bereits Aristoteles führte, und zu heutigen politischen Debatten um Neid und Gerechtigkeit?

Als die Arbeiter sich beim Gutsherrn beschwerten, weil die andern, die nur kurz im Weinberg gearbeitet haben, ihnen lohnmässig gleichgestellt werden, da antwortet der Gutsherr einem von ihnen: «Nimm, was dein ist, und geh! Ich aber will diesem Letzten gleich viel geben wie dir. Oder ist es mir etwa nicht erlaubt, mit dem, was mein ist, zu tun, was ich will? Schaust du böse, weil ich gut bin?»

Auffällig an dieser Rede ist, dass das Gleichnis explizit festhält, der Gutsherr antworte einem einzelnen Arbeiter, obwohl sich gerade eben alle Arbeiter miteinander bei ihm beklagt haben. Was der Gutsherr formuliert, ist der Appell an einen einzelnen Menschen. Es geht nicht um eine Antwort auf die «gewerkschaftliche» Anfrage der Arbeiter – es geht hier, an dieser Stelle, nicht um die Frage des gerechten Lohns, sondern es geht darum, wie ich mich zum grosszügigen Handeln des Gutsherrn positioniere: «Schaust du böse, weil ich gut bin?», sagt der Gutsherr zum einzelnen Arbeiter. «Ist dein Blick böse, weil ich gut bin?»

Der «böse Blick» ist in der Antike synonym für «Neid». Ein von Eifersucht und Neid getriebener Mensch wirft auf jemanden einen bösen Blick, und dieser böse Blick wirkt Unheil.

«Schaust du böse, weil ich gut bin?», sagt der Gutsherr zum einen Arbeiter. Etwas anders formuliert könnte die Frage auch lauten: «Gibt es einen Grund, neidisch zu sein, wenn es

deinem Nächsten gut geht?» oder allgemeiner: «Gibt es einen Grund, böse in die Welt zu schauen, wenn es allen gut geht?»

Der Gutsherr will, dass jeder Arbeiter, jede Arbeiterin einen Tageslohn erhält, so viel, wie es zum Leben braucht. Der Gutsherr will das Leben derjenigen, die in seinem Weinberg tätig sind.

Das Gleichnis redet vom Himmelreich, so sagt es Jesus am Eingang, es redet von jener Wirklichkeit, wie Gott sie sich für die Welt eronnen hat: In dieser Wirklichkeit steht allen, die in Gottes Weinberg tätig sind, Leben zu, unabhängig davon, ob es sich jemand verdient hat oder nicht. Das Leben ist Geschenk, Geschenk an diejenigen, die in der Welt und an ihr arbeiten.

Die Arbeiter:innen, die am Morgen früh in den Weinberg kommen, erhalten ihren Tageslohn – und auch alle andern: diejenigen, die um 9 Uhr dazustossen, um 12 Uhr und um 3 Uhr am Nachmittag, und sogar jene, die erst gegen Abend um fünf, kurz vor Ende des Arbeitstages die Arbeit im Weinberg aufnehmen. Nicht ihr eigener Lohn lässt die am Morgen angeheuerten Arbeitenden aufbegehren, sondern der Lohn der Kurzarbeitenden. Hätten diese weniger bekommen, wären sie mit ihrem eigenen Denar durchaus zufrieden gewesen.

«Schaust du böse, weil ich gut bin?» Das Gleichnis nimmt den Menschen in die Verantwortung: Anderen Menschen die Fülle des Lebens abzusprechen, ja, das ist eine Todsünde.

Der Gutsherr sagt in seiner Rede noch einen anderen Satz, der mich aufhorchen lässt: «Ist es mir etwa nicht erlaubt, mit dem, was mein ist, zu tun, was ich will?»

Derjenige, der die Tageslöhne verteilt, reklamiert für sich legitime Willkür. Und als Willkür erfahren wir es ja tatsächlich auch, unser Leben oder das Schicksal. Die einen werden auf der

reichen Seite geboren, die andern auf der armen. Die einen rackern sich ab und verdienen dennoch nicht genug zum Leben, die andern rühren keinen Finger und wissen nicht wohin mit ihrem Geld. Die einen ereilt eine schlimme Krankheit, die andern bleiben gesund. Die einen haben Erfolg im Beruf, die andern scheitern trotz Fähigkeit und Fleiss.

Der Gutsherr allerdings rechtfertigt nicht diese ungerechte Verteilung von Glück, sondern er sagt: «Ich will diesem Letzten gleich viel geben wie dir.» Gott will das Leben aller Menschen, seine Willkür tendiert nur in eine Richtung, in diejenige des Lebens: Alle sollen Leben haben, ausnahmslos.

Und Gott bestellt uns zu seinen Arbeiter:innen im Weinberg. Alle sind zur Arbeit gerufen. Auch das ein interessanter Zug am Gleichnis. Als der Gutsherr am Abend erneut zum Marktplatz geht, da findet er wieder Menschen, die dort stehen, und sagt zu ihnen: «Was steht ihr den ganzen Tag hier, ohne zu arbeiten?»

Das Himmelreich ist auf irdische Mitarbeitende angewiesen, wenn es in der Welt Platz ergreifen will. Es ist darauf angewiesen, dass alle Menschen daran arbeiten.

An uns ist es, diejenigen, die vom Schicksal benachteiligt sind, zu unterstützen und ihnen ein Leben in Fülle zu ermöglichen. Und es ist auch an uns, Gerechtigkeit einzufordern, dort, wo die einen den andern das, was diese zum Leben brauchen, vorenthalten. Am Himmelreich zu arbeiten bedeutet, gerechte Arbeitsbedingungen einzufordern, Mindestlöhne oder gar ein Grundeinkommen. Es bedeutet, für gute Lebensbedingungen anderer Menschen einzustehen – weltweit: Zum Beispiel dafür, dass Menschen in Ländern, die unmittelbar von der Klimakatastrophe bedroht sind, eine Perspektive haben und dass wir unsere Versäumnisse begleichen. Es bedeutet, Flüchtende,

die um ihr Leben fürchten, bei uns aufzunehmen und ihnen Heimat zu sein. Und es bedeutet noch ganz viel mehr.

Wer in der Perspektive der himmlischen Logik in die Welt blickt, in der Logik des Gutsherrn, der jedem Arbeiter und jeder Arbeiterin bedingungslos ein Leben in Fülle zugesteht, wer so in die Welt schaut, vergisst, böse zu blicken, denn warum sollte das, was im Himmelreich recht ist, auf Erden nicht billig sein?!

Jesus erzählt das Gleichnis im Matthäusevangelium kurz vor seinem Einzug in Jerusalem.

Voraus gehen Predigten und viele Heilungsgeschichten. Geschichten, in denen sich das Himmelreich konkret vergegenwärtigt als eine Wirklichkeit, in der Randständige im Zentrum stehen und Arme und Benachteiligte nicht länger zu kurz kommen. Jesus verheißt in seinem Reden und Tun das nahe herbeigekommene Himmelreich und jedem Menschen ein Leben in Fülle.

Nach dem Einzug in Jerusalem folgt der Bericht der Passion. Es ist eine Geschichte des Scheiterns. Derjenige, der mit Worten und Taten das nahe Himmelreich, die bessere Welt verkündet hat, wird vom Hass der Welt eingeholt und stirbt am Kreuz, verurteilt als Verbrecher und selbst von seinen engsten Freunden verlassen.

Und dann erfahren Menschen im Licht von Ostern, dass in diesem schrecklichen Tod die Hoffnung auf das Himmelreich und seine Gerechtigkeit nicht verloren gegangen ist, sondern dass der Letzte Erster wurde, dass sich etwas umgedreht hat auf der Welt und im Himmel.

Wer auf das Himmelreich hofft, hofft nicht länger auf ein himmlisches Paradies, sondern sieht die zerbrechliche Wirklichkeit dieser Welt, an der zu arbeiten er oder sie gerufen ist. Und wer

auf Gottes Verheissung des Lebens vertraut, vertraut nicht auf einen Gott, der im Himmel thront, sondern auf einen, der oder die an dieser Welt und an ihrem Elend leidet. Nicht ohne die Welt will Gott Gott sein und nicht ohne die Menschen, die am Himmelreich arbeiten.

Amen